

(Nachdruck verboten.)

171

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

Nach und nach gewöhnte sich Carmen an ihr neues Dasein. Sie nahm das qualvolle Gehen und Bangen, die Besuche bei den Gnadenbildern und die Ungewissheiten an Corridatagen wie ein notwendiges Uebel hin. Außerdem machte sie sich schließlich in Anbetracht des Glücks, das ihr Mann hatte, und infolge des Umstandes, daß bei ihr zu Hause beständig von Stiergefechten die Rede war, mit dem Gedanken der Gefahr vertraut. Der wilde Stier verwandelte sich allmählich in ihrer Vorstellung in ein gutmütiges, braves Tier, das geboren war zu dem alleinigen Zweck, seine Töter zu bereichern und berühmt zu machen.

Niemals wohnte sie einem Stiergefecht bei. Von dem Tage an, wo sie in seiner ersten Novillada den sah, der ihr Mann werden sollte, betrat sie den Zirkus nicht wieder. Sie fühlte sich nicht stark genug, um eine Corrida mit anzusehen, selbst wenn Gallardo nicht mitwirkte. Sie würde ohnmächtig geworden sein, wenn sie andere Männer, die daselbe Kostüm wie Juan trugen, in der Todesgefahr gesehen hätte.

Drei Jahre nach seiner Verheiratung erlitt der Espada in Valencia einen Unfall. Carmen erfuhr es erst später. Das Telegramm mit dem bewußten „Wohlbehalten“ traf zur richtigen Stunde ein. Es war das Werk Don José's, des Verwalters, der Carmen jeden Tag besuchte und allerhand Kniffe anwandte, um ihr die Zeitungen vorzuenthalten. Auf diese Weise gelang es ihm, ihr das Unglück acht Tage lang zu verhehlen.

Als Carmen die Sache durch die Schwachhaftigkeit der Nachbarinnen erfuhr, wollte sie plötzlich abreißen, zu ihrem Mann hin, um ihn zu pflegen, denn sie stellte sich ihn von aller Welt verlassen vor. Die Reise kam aber nicht zustande. Ehe sie abfuhr, kam der Espada zu Hause an, bleich infolge des erlittenen Blutverlustes, mit einem verbundenen, zu langer Unbeweglichkeit verurteilten Bein, aber munter und guter Dinge, um seine Familie zu beruhigen. Das Haus verwandelte sich von dem Augenblick ab in eine Art Heiligtum, indem Hunderte von Personen den Batio betraten, um Gallardo zu besuchen, den „ersten Mann der Welt“, der auf seinem Rohrstuhl saß, mit dem Bein auf einem Schemel, und ruhig rauchte, als ob er seine Wunde nicht fühlte.

Doktor Ruiz, der mit ihm nach Sevilla gekommen war, erklärte ihn für genesen, ehe ein Monat verstrichen war, und er bewunderte die Stärke seines Organismus. Die Leichtigkeit, mit der die Stiersechter im allgemeinen von ihren Wunden heilen, war für ihn ein Rätsel, trotz seiner langen Erfahrung als Wundarzt. Das Horn, mit Rot und Blut beschmückt, oft noch dazu infolge der Stöße splitterig geworden, zerreißt und durchbohrt das Fleisch, so daß nicht nur eine Stichwunde, sondern auch zugleich eine Quetsch- und Reißwunde entsteht, und trotz allem pflegt die Heilung immer viel leichter als bei anderen Wunden zu erfolgen.

„Ich weiß nicht, woran es liegt,“ sagte der alte Wundarzt. „Es ist ein Geheimnis. Entweder haben die Burschen Hundefleisch oder dem Horn wohnt eine heilende Kraft inne, die wir nicht kennen.“

Kurz darauf trat Gallardo wieder auf, ohne daß jener Unfall, wie seine Feinde behauptet hatten, seinen Fehtermut im geringsten abgekühlt hätte.

Vier Jahre nach der Hochzeit bereitete der Espada seiner Frau und seiner Mutter eine große Ueberraschung. Er sollte Grundbesitzer, und zwar Großgrundbesitzer werden, mit unabsehbaren Ländereien, Delbaumpflanzungen, Mühlen und Viehherden; er sollte ein großartiges Landgut, wie es die reichen Leute von Sevilla besitzen, sein eigen nennen.

Wie alle Stiersechter war Gallardo von dem heißen Wunsch besetzt, Eigentümer von Ländereien und Pferden und Viehherden zu werden. Städtischer Grundbesitz und Wertpapiere haben für diese Art Leute keine Anziehungskraft und das Verständnis dafür geht ihnen ab. Der Stier

leitet ihre Gedanken auf die grüne Landschaft, das Pferd erinnert sie an das Feld. Das fortwährende Bedürfnis nach Bewegung und Uebung, nach Jagden und Märchen während der Wintermonate geben ihren Wünschen nach Landbesitz immer neue Nahrung.

Gallardo war der Ansicht, daß nur der Eigentümer eines Landgutes und großer Viehherden ein reicher Mann sei. Von der Zeit her, da er als armer Schlucker durch Delbaumpflanzungen und Feldfluren kreuzte, hegte er den innigen Wunsch, Felder und Wiesen auf stundenweite Entfernungen zu besitzen, die wirklich ihm gehörten und durch eine Einfriedigung von Stacheldraht verschlossen würden.

Sein Verwalter kannte diese Wünsche. Don José war es, dem die Interessen Gallardos anvertraut waren, der die Gelder von den Zirkusunternehmern einzog und darüber eine Rechnung führte, die er stets vergebens dem Matador auseinandersetzen versuchte.

„Ich verstehe nichts von diesen Geschäften,“ sagte Gallardo selbstzufrieden mit seiner Unwissenheit. „Ich weiß nur, wie man Stiere niederstreckt. Tut, was Euch beliebt, Don José, ich habe Vertrauen und weiß, daß Ihr alles zu meinem Besten tun werdet.“

Und Don José, der kaum an seine eigenen Interessen dachte, sorgte für nichts als das Vermögen des Matadors, das er eifriger als das seine vermehrte.

Eines Tages redete er seinem Schützling freudig zu. „Nun habe ich, was Du wünschst. Ein Landgut, groß wie eine Welt und zudem sehr wohlfeil, ein wirklicher Ausnahmepreis. Nächste Woche sehen wir den Kontrakt auf.“

Gallardo wollte die Lage und den Namen des Landgutes wissen.

„Es heißt La Rinconada.“

Als Gallardo mit Frau und Mutter das Gut in Besitz nahm, zeigte er ihnen die Scheune, in der er mit den Genossen aus seiner elenden Wanderzeit geschlafen, und das Zimmer, worin er mit dem Eigentümer gespeist hatte sowie den kleinen Zirkus, in dem er ein Stierkalf niedergestochen und damit zum ersten Male das Recht erworben hatte, die Eisenbahn zu benutzen, ohne sich unter den Sitzplätzen verstecken zu müssen.

3.

In den Winterabenden, wo Gallardo nicht in La Rinconada war, versammelte sich eine Gesellschaft von Freunden im Wohnzimmer seiner Wohnung in Sevilla.

Unter den ersten Ankömmlingen befanden sich der Sattler und seine Frau, von denen zwei Kinder ständig im Hause des Matadors wohnten. Carmen hatte die jüngsten Kinder ihrer Schwägerin zu sich genommen, als ob sie ihre eigene Kinderlosigkeit vergessen wollte, und die Stille der großen Wohnung ihr unangenehm gewesen wäre. Sowohl aus innerem Antriebe als auch auf Weisung ihrer Eltern liebten die beiden Kleinen stündlich unter Küßeln und wie Mäuschen zärtelnd ihre schöne Tante und den freigebigen berühmten Onkel.

Encarnacion, so korpusulent wie ihre Mutter geworden und durch ihre Kindbetten erschlaft, lächelte unterwürdig ihrer Schwägerin zu und entschuldigte sich fortwährend wegen der durch die Kinder verursachten Unruhe.

Bevor jedoch Carmen antworten konnte, fiel der Sattler ein.

„Daß sie doch, Frau. Sie haben Onkel und Tante so lieb! Die Kleine könnte ohne Tantchen Carmen nicht leben.“

Und so blieben die beiden Kleinen dort wie zu Hause, mit kindlichem Scharfblick betrieben sie die Liebesungen und Zärtlichkeiten gegen die reichen Verwandten, von denen sie alle Welt mit Ehrfurcht sprechen hörten. Sobald das Abendbrot eingenommen war, küßten sie der Señora Augustias und ihren Eltern die Hand, fielen dann Gallardo und seiner Frau um den Hals, worauf sie das Wohnzimmer verließen und sich zu Bette begaben.

Die Großmutter hatte einen Sessel zu Häupten des Tisches inne. Wenn der Matador Leute eingeladen hatte, saß immer Personen von gesellschaftlicher Stellung, sträubte sich die gute Frau dagegen, den Ehrenplatz am Tische einzunehmen.

„Nein,“ wendete Gallardo ein, „meinem Mütterchen gehört der Ehrensitz. Hier, Mutter, nimm Platz, oder es wird nicht gegessen.“

Und er führte sie am Arm zu Tisch mit zärtlichen Aufmerksamkeit, als ob er sie für den Kummer entschädigen wollte, den sein unstatues Leben in den Kinderjahren ihr angetan.

Die Unterhaltung nahm an Lebhaftigkeit zu, wenn am späten Abend der Nacional erschien, um bei dem Maestro ein Stündchen zu verbringen, als ob sein Besuch eine Pflicht der Unterwürfigkeit gewesen wäre. Gallardo, mit dem kostbaren Pelz eines Gutsherrn bekleidet, das Haupt unbedeckt, um das der Pops glatt herumgelegt war, empfing stets seinen Vande- rillero mit neckischer Freundlichkeit. „Wovon ging die Rede bei den Aficionados? Was für Humbug wurde wieder herumgeboten? Ging es vorwärts mit jenem Ding der kommenden Republik? — Garabato, ein Glas Wein für Sebastian.“

Allein Sebastian, der Nacional, wies das Angebotene zurück. Keinen Tropfen Wein, er trinke nicht. Der Wein sei schuld an der Rückständigkeit der Arbeiterklasse. Die ganze Gesellschaft brach in ein Gelächter aus, wie wenn ein erwarteter Witz nun heraus wäre. Einzig und allein der Sattler verharnte im Schweigen, feindliche Blicke werfend. Er haßte den Nacional und sah einen Gegner in ihm. Auch dieser erkreute sich als waderer Ehemann einer zahlreichen Nachkommenschaft und ein Schwarm von Kindern hing an den Rockschößen der Mutter in der kleinen Schankwirtschaft. Die beiden Jüngsten waren Patentfinder Gallardos und seiner Frau, der Matador und der Vande rillero waren durch Gebatterschaft verbunden. Der Heuchler! Er brachte alle Sonntage die beiden festlich gekleideten Patentfinder zum Handkuss ins Haus, und jedesmal, wenn die Kleinen ein Geschenk erhielten, erblakte der Sattler vor Wut. Sie kamen, um die Seinigen zu berauben. Vielleicht malte sich auch der Vande rillero in Gedanken aus, daß ein Teil des Vermögens in den Besitz der Patentfinder übergehen konnte. Der Räuber! Nicht einmal zur Familie gehörte er! . . .

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

12] Wenn die Natur ruft.

Von J. A. London.

Autorisierte Uebersetzung von L. Böns.

Wuds Liebe zu Thornten aber wuchs noch mehr von Tag zu Tag. Er allein durfte es wagen, ihm etwas zu tragen zu geben, wenn sie auf Reisen waren, und nichts wäre ihm zu schwer gewesen. Eines Tages sahen sie frühstehend nicht weit von einem Abhange, der wohl 600 Fuß steil abfiel. John Thornten sah dem Rande am nächsten und Wud neben ihm. Da durchfuhr ihn die Laune, Wuds Gehorsam zu prüfen. Ohne über die Folgen nachzudenken, streckte er die Hand über die gährende Tiefe und rief: „Hoppl!“ Mit Mühe nur gelang es ihm, den Hund im letzten Augenblicke noch zu ergreifen und festzuhalten, bis Hans und Peter sie beide wieder in Sicherheit brachten.

„Der Hund ist mir unheimlich,“ meinte Peter, als sie wieder zu Atem gekommen waren.

Thornten schüttelte den Kopf. „Nein,“ antwortete er, „unheimlich nicht, großartig ist er.“

„Na, ich möchte nicht derjenige sein, der einmal Händel mit Dir anfängt, wenn der dabei ist,“ sagte Peter und nickte dem Hunde zu.

„Den Teufel auch,“ meinte Hans, „ich wollte es keinem raten, Dir zu nahe zu kommen.“

Es war nicht lange danach, in Cerrele City, als der besprochene Fall eintrat. Der Schwärze Verten, ein übelbeleumundeter Bursche, hatte in einem Gasthaus Streit angefangen, der zu Handgreiflichkeiten ausartete. Thornten wollte Frieden stiften und trennte die beiden Kämpfenden. Da wandte sich Verten gegen Thornten, und er schlug derartig auf ihn ein, daß dieser gegen den Schenktisch taumelte.

Da erklang plötzlich ein fürchterliches Geheul, wie es noch keiner gehört hatte. Es war Wud, der still in einer Ecke gelegen und sein Auge von seinem Herrn gelassen hatte. Mit einem Satz war er auf Verten zugesprungen, und nur eine unwillkürliche Armbewegung verhinderte es, daß Wud ihm die Kehle durchbiß. So schlug er seine Fäuste tief in das Armfleisch des Mannes, aber ehe die Zuschauer ihn zurückdrängen konnten, hatte er den Mann fürchterlich zugerichtet. Die Goldgräber riefen sogleich eine Versammlung zusammen, die entschied, daß der Hund ein Recht gehabt habe, seinen Herrn zu verteidigen. Von dem Tage an war Wuds Name bekannt in ganz Alaska.

Im Laufe der Zeit fand sich noch einmal Gelegenheit für den Hund, seinem Herrn das Leben zu retten. Die drei Freunde treidelten ein Boot durch ein sehr wildes Wasser. Hans und Peter gingen am Ufer entlang und zogen. Thornten stand im Boot und steuerte es mit einer langen Stange um die vielen Felsklanten herum. Dann und wann rief er den beiden anderen eine Anweisung zu. Wud ging unruhig und aufgeregt hoch am Ufer entlang und beobachtete jede Bewegung seines Herrn.

In einer besonders schlechten Stelle wollte Thornten mehr in die Mitte des Flusses und verlangte mehr Reine. Hans trat dicht an das Ufer, um das Boot zu beobachten. Gegen das reisende Wasser war wenig auszurichten, und trotz aller Gegenwehr Thorntens glitt es blitschnell stromabwärts. Hans zog mit aller Kraft den Strick zurück, aber der plötzliche Ruck ließ das Boot umkippen. Mit dem Boden nach oben blieb es an einem Felsstück hängen, während Thornten weit hinausflog und weiter stromabwärts getrieben wurde, den bösen Stromschnellen zu, die auch dem geschicktesten Schwimmer gefährlich werden mußten.

Wud war ohne Besinnen ins Wasser gesprungen und überholte, nachdem er etwa 600 Fuß getrieben war, endlich John Thornten, der ihn am Schwanz ergriff. Sofort wendete er und ruderte mit aller Macht dem Ufer zu. Aber es war beschwerlich gegen den Strom zu schwimmen, das Wasser war zu reißend, und er wurde immer weiter abwärts getrieben. Schon wurde ein gefährliches Rauschen hörbar; es war die Stelle, wo das Wasser sich durch die Felsen Bahn brach wie durch die Zähne eines Riesensammes. Der Zug nach unten war zu stark, und unmöglich war es, das Ufer zu erreichen, das merkte Thornten wohl. Vergeblich versuchte er, sich an einen der Felsen zu klammern; er wurde immer hart an ihnen vorbeigetrieben, ohne sie erreichen zu können. Endlich umklammerte er mit beiden Armen eine hervorspringende Ecke und rief durch das Rauschen des Wassers Wud zu, weiter zu schwimmen. Beim Klänge der Stimme hob der Hund den Kopf, warf einen langen Blick auf seinen Herrn und wandte sich dann gehorsam dem Ufer zu. Allein kam er besser vorwärts und wurde von Hans und Peter ganz erschöpft an das Ufer gezogen.

Sie wußten aber, daß Thornten in seiner gefährlichen Lage nicht lange ohne Hilfe bleiben durfte. So schnell sie konnten, rannten sie den Fluß hinauf, bis weit über die Stelle, wo Thornten hing. Sie schnitten ein Stück von dem Seil, befestigten es an Wuds Leib, ohne daß es ihn am Schwimmen hindern konnte und ließen ihn in das Wasser. Er schwamm mit mächtigen Stößen, kam aber nicht grade hinüber. Er merkte es erst, als es zu spät war und die Strömung ihn etwa sechs Fuß weiter unten vorbeitrag.

Hans zog ihn sofort zurück, aber das strömende Wasser ging über des Hundes Körper fort und die Reine lag so, daß auch sein Kopf unter Wasser kam. Er war bewußtlos, als Hans und Peter ihn über den Ufertrand zogen. Sie rieben und schüttelten, machten künstliche Atembewegungen und versuchten ihn auf alle mögliche Art zum Leben zu bringen. Da löste ein schwacher Ruf Thorntens durch das Geräusch des Wassers zu ihnen herüber. Wie ein elektrischer Schlag wirkte es auf den Hund. Er sprang auf die Füße und lief zur Uferstelle, von wo er vorher auch abgeschwommen war.

Einmal hatte er sich in der Entfernung verrechnet, ein zweites Mal sollte es nicht mißglücken. Hans ließ das Seil durch die Hand gleiten, und Peter hielt es stramm. Gradeaus schwamm Wud bis genau über die Stelle, wo sein Herr hing, und ließ sich dann treiben. Thornten sah den Hund herankommen, und gerade als er bei ihm war, warf er die Arme um den Leib des Tieres. Hans wickelte den Strick um einen Baum und zog dann mit Peter die beiden an das Land. Manchmal war der Hund, dann wieder der Mann ganz unter Wasser, dann stießen sie gegen scharfe Felsen und dann trieben sie gegen vorstehende Aeste; endlich lagen sie im Ufergrase.

Thornten kam erst zum Bewußtsein, als Hans und Peter ihn lang geschüttelt, auf den Rücken geschlagen und hin- und hergerollt hatten. Sein erster Blick galt Wud, neben dessen leblosem Körper Moor sah und ein jämmerliches Geheul ausstieß, während Steet Wuds Gesicht und besonders die Augenlider leckte. Es dauerte lange, bis der Hund wieder zu sich kam. Drei Rippen waren gebrochen. Thornten war auch übel genug zugerichtet.

„Hier muß gelagert werden,“ entschied er. Und so geschah es, und sie blieben dort, bis Wud wieder ganz hergestellt war.

Als sie im nächsten Winter wieder in Dawson waren, konnte Wud seinem Herrn auch einen Dienst erweisen, der, wenn er auch nicht ganz so groß wie der letzte war, doch seinen Namen berühmter machte in Alaska, als wie den irgend eines Menschen. Und dieser Dienst kam allen drei Freunden zugute.

Sie hätten schon lange gern die Mittel zu einer Reise in den jungfräulichen Osten gehabt, wo Goldgräber noch nicht alles um und um gewühlt hatten. Es kam eines Tages im Eldorado-Gasthaus die Rede auf die Hunde, und jeder hatte von den seinen allerlei zu prahlen. Wud natürlich, um den jeder John Thornten beneidete, war immer der Gegenstand des Vergleichs mit einem anderen, und jeder versuchte, doch irgend einen Fesler an ihm zu finden. Da meinte einer der Männer, daß sein Hund einen Schlitten mit einer Ladung von fünfhundert Pfund ziehen könnte; ein anderer traute seinem Hunde sechshundert Pfund zu, und ein dritter dem seinen sogar siebenhundert.

„Ach,“ rief John Thornten wegworfend, „was sind denn siebenhundert Pfund. Wud kann tausend ziehen.“

„Allein anziehen und hundert Meter weiter bringen?“ fragte Mathieken, der Bononza-König.

„Jawohl,“ antwortete Thornten ruhig, „hundert Meter.“
„Gut,“ sagte Mathieken kühl und etwas spöttisch. „Hier lege ich tausend Dollar zum Pflanz hin, daß das nicht wahr ist.“ Er warf einen Sad Goldkörner auf den Tisch, daß es dröhnte.
Niemand sagte ein Wort.

Das weckte Thorntens Widerspruchsgeist. Er fühlte, wie ihm das Blut zu Kopfe stieg. Er wußte ja nicht, ob Bud es konnte, aber er traute seiner Kraft viel zu. Er hatte ja auch keine tausend Dollars, die er dagegen hätte wetten können. Aber die Augen von einem Duzend Männern hingen gespannt an ihm.

„Draußen steht ein Schlitten von mir mit zehn Zentnersäcken Mehl,“ ließ sich Mathieken spöttische Stimme wieder hören. „Die Sache ist also ganz einfach.“

Thornten antwortete nicht. Er wußte nicht, was er machen sollte. Er sah von einem zum anderen, wie ein Mensch, der seiner Sinne nicht ganz mächtig ist. Da trafen seine Augen das Gesicht von Jim O'Brien, der ein alter Freund und Schulkamerad von ihm war und fabelhafte Erfolge in Klondyke gehabt hatte. Da wußte John Thornten, was er zu tun hatte.

„Kannst Du mir tausend Dollar leihen?“ flüsterte er ihm zu.
„Natürlich,“ antwortete O'Brien freundlich und schob einen ebenso großen Sad wie den von Mathieken auf den Tisch. „Ich glaube aber nicht, John, alter Junge, daß der beste Hund das fertig brächte.“

Im Handumdrehen war die Gaststube leer; jeder wollte zusehen, wie die Wette verlief. Es waren wohl zweihundert Mann, die sich um den Schlitten sammelten. Es war bitter kalt, sechzig Grad unter Null, und der schwere Schlitten hatte schon mehrere Stunden dort im Schnee gestanden, so daß die Rufen fast sahen. Die Leute wetteten untereinander, ob Bud den Schlitten wohl flott machen könnte oder nicht, und es entstand eine Meinungsverschiedenheit, ob unter „allein anziehen“ wohl auch das Herausziehen von festgefrorenen Rufen zu verstehen sei. O'Brien meinte, daß Thornten jedenfalls losrütteln dürfte, aber Mathieken wollte es nicht zugeben. Jeder wollte drei gegen eins wetten, daß der Hund das nicht könnte. Keiner glaubte, daß es möglich sei. Thornten selbst hatte ja nicht grade fest daran geglaubt, als er aber jetzt die zehn Hunde sah, die den Schlitten gezogen hatten, da erschien ihm seine Sache auch hoffnungslos.

Mathieken merkte es und höhnte:
„Ich wette auch noch mehr, wie viel soll es sein?“

Das weckte wieder Thorntens Widerspruchsgeist und machte ihn blind gegen jede bessere Einsicht. Er rief Hans und Peter herbei. Sie hatten nicht über viel Geld zu verfügen, so daß sie alle drei nur noch zweihundert Dollars zusammenlegen konnten. Es war ihr ganzes Vermögen, aber sie setzten es freudig gegen Mathieken sechs-hundert Dollars ein.

(Fortsetzung folgt.)

Italienische Briefe.

Zypressen, Reben und Oliven.

Hast du schon einmal Hügel gesehen, von zartem Rosalicht umflossen, deren weiche Kruppenlinien gekrönt sind von ernst dunklen Zypressenbäumen? Und hinter den schwarzgrünen, steilen Baumobelisken steht still das Gewirr mächtiger silberglänzender Wolkensallen?

Es gibt nicht viel, was schöner wäre auf Erden.
Oder hast du einmal einen Oelberg gesehen, einen Olivenwald, wo die abenteuerlich zerklüfteten Baumstämme immer dünner und schwächer werden, sich ausladen in ein luftiges, duftiges Durcheinander von silbergrauen Blättchen, in deren geheimnisvolles Dämmerlicht die tiefblaue Fläche eines Sees hereinleuchtet?

Es gibt nicht viel, was schöner wäre auf Erden.
Oder hast du schon einmal ein in der Abendsonne glühendes Vorgebirge gesehen, das sich aus den Alpen langsam und mit grandiosen Gebärden herabbläst bis zum Meere und in eine schmale Landzunge ausläuft, an deren Spitze eine zerfallene Villa inzwischen Weingärten mit mächtigen Reben sieht? Und das rötliche Marmor-gemäuer spiegelt sich mit dem Geschnitte der armdicken Reben in den purpurnen Fluten?

Es gibt nicht viel, was schöner wäre auf Erden.
Was Goethe über diese Dinge in der „Italienischen Reise“ sagt, ist oft so wenig und so dürftig, daß man staunen würde, wenn man nicht wüßte, daß es vor allem Italiens Kunst war, die ihn trieb, „mit Augen zu sehen“, nachdem ihn weder historische Kenntnisse noch Zeichnungen, noch Abgüsse von seiner „Krankheit“ heilen konnten, wie er seine italienische Sehnsucht selber nennt.

Es ist aber noch ein anderes.
Die eigentliche Naturbeschreibung ist ein Kind der neueren Zeit, und wenn auch Goethe ein naturwissenschaftlicher Geist ersten Ranges war, so überragte einerseits in ihm doch zu sehr der Dichter, der die Natur immer nur als Hintergrund für die Menschen benutzte, wie er einmal in einem Gespräch mit Edermann sich ausdrückt, andererseits aber auch viel zu sehr den Drang in sich spürte, selbst ausübender Künstler zu sein, als daß er hätte ver-

suchen wollen, in Worten darzustellen, was sich nach seiner Ansicht nur in Farben und anderem Material darstellen ließ. Ihm, dessen Wesen noch so stark im Klassizismus ruhte, war die Naturschilderung als selbständige Kunst ziemlich fremd.

Ein kleines Beispiel möge zur Illustration genügen.
Goethe hatte schon früher zahlreiche Olivenbäume und Olivenhaine gesehen, bis er nach Perugia kam. Das war gar nicht anders möglich aus seiner Reise zu Wagen oder zu Schiff. Aber erst in dieser Stadt, nachdem er schon sechs Wochen in Italien war, findet er die Worte:

„Die Oelbäume sind wunderliche Pflanzen; sie sehen fast wie Weiden aus, verlieren auch den Kern und die Rinde läßt auseinander, aber sie haben dem ungeachtet ein festeres Ansehen. Man sieht auch dem Holze an, daß es langsam wächst und sich unsäglich fein organisiert. Das Blatt ist weidenartig, nur wenige Blätter am Zweige.“

Ohne die Reben wären große Länderstriche Oberitaliens wüste Steindöden. In die aus den Alpen kommenden, von Geröllmassen und Steinschlaglawinen überschütteten Flußtäler bringt nur die Rebe das Leben einer reichen Vegetation. Von unserer deutschen Rebe kann man nicht sagen, daß sie die Landschaft verschönere. Im deutschen Weingelände ist sie fast Reben-, der Reben herbe aber die Hauptsache. Der letztere tritt immer so deutlich hervor, daß alle unsere Weingelände mit ihren wie mit Stacheln besetzte Hügel ein nüchternes Aussehen haben, und was die Poeten daran schönes finden, das wird meist immer erst nachträglich in die Landschaft hineingesehen, wobei Erinnerungen der Baumerven die größte Rolle spielen.

In Italien aber kann die Rebe leben, wirklich leben und nach eigener Lust wachsen, wie sie will; in die Höhe und die Weite, ohne daß Menschenkunst sie in einem niederen Stummel am Boden hält, aus dem dann mit viel Arbeit an schmalen Ranken, die töpliche Frucht erlistet wird.

Auf den Moränen des Etschtals wachsen sie schon in dicken, dunkeln Bogen zwischen niederen Steinmauern, die aus dem überall aufgestauten Geröllschutt aufgerichtet sind; aber auch da sind sie noch durch Spätfröste gefährdet und die Meraner und Vogener Bauern wenden sich immer mehr dem ergiebigeren Obstbau zu. Am Gardasee jedoch oder weiter unten, in der Ebene des Po, lebt die Rebe in der ganzen ungehinderten Kraft und Schönheit und in der Freiheit ihrer ruhigen Wachstumslinien. Und sie braucht Platz zu ihrem Gedeihen. Da ist sie kein Gewächs mehr, sondern ein herrliches Gebilde, halb Schlingpflanze, halb Baum. In Reihen, die 10 bis 15 Meter voneinander entfernt sind, werden sie gepflanzt und überdachen, sich gegenseitig mit kräftigen Schlangenarmen ergreifend, den großen Zwischenraum. Und unter dem Schutze des Blätterdaches, das die sengende Sonnenglut abhält, gedeiht Mais, Weizen oder sonstige Pflanzfrucht mit ihrem grünen Bewoge.

Wenn man von ferne einen Weingarten erblickt, so sieht man zunächst nichts als die Reben mit ihren dunkeln, rissigen Stämmen und Ranken. Kommt man aber näher, so macht man eine überraschende Entdeckung. Die Reben werden nämlich schon als Stedlinge mit Baumsehlungen zusammengepflanzt; mit einer Ulmenart, die in der Wachstumsgeschwindigkeit und in der Eigenart ihrer Verzweigung der Rebe nicht unähnlich ist. So umschlingen sich je zwei dieser Kameraden von Kindheit an und wachsen, einander stützend und helfend, ins Alter hinein. Dabei ist der helle Stamm des Ulmenbaumes der stärkere, und es hat etwas Rührendes, wie er seine krummen, glatten, weißgrauen Zweige ausschickt, damit die dunkeln rauhen Reben darüber hinkriechen können. Und wenn nun gar unter diesen lebendigen Hallen mit den gewundenen Säulen und den wie aus Schlangenarmen gepflochtenen Dächern ein Ochsengeßpann mit dem Flug dahinschreitet, so mag dieser „wunderliche Anblick“ — wie Goethe sagen würde — uns einen ungefähren Begriff von den Formen und dem Wachstum der Reben in Italien geben.

Die Rebe ist Italiens bedeutendste Nutzpflanze, aber der eigentliche Zierbaum der italienischen Landschaft ist die Zypresse. Ohne ihre satte grünschwarze Farbe und ohne ihren überwältigend vornehmen Aufbau würde der italienischen Landschaft der feierliche Charakter fehlen. Die Farben würden ohne diesen Gegensatz nicht in ihrer vollen Leuchtkraft erscheinen und die Formen liefen Gefahr, ohne die strenge, fast stilisierte Linie der Zypressen zu verfliegen. Der Vergleich mit der deutschen Pappel bezieht sich nur auf das Alleräußerlichste in der Form und ist ganz unzulänglich.

Ich kenne eine Zypresse, allerdings eine Königin ihres Geschlechts, die schmüdt stolz und einsam die Ecke eines Weingartens bei Mantua, wo Napoleon den Andreas Hofer niederknallen ließ. Ihr Stamm, so dick, daß man ihn leicht umspannen kann, ist wie eine aus hellgrauem Sandstein gehauene Säule aus dem Boden gewachsen und erhebt sich, fast ohne Verzweigung, so hoch über die Erde, daß man mit hochgehaltenem Arm das erste Grün erreichen kann. Die Rinde als solche ist nicht wahrnehmbar; so organisch, ohne Knoten und ohne die geringsten Ungleichheiten, ist sie mit dem Holz des Stammes zusammengewachsen. Der Eindruck einer hellen Sandsteinsäule überfiel mich jedesmal, wenn ich den Baum sah, so stark, daß ich immer zuerst das Grün betrachtete, um die Vorstellung von Stein loszuwerden. Dieses Grün setzt so gleichmäßig, wie von der Cedere abgeschnitten, an dem Stamme an, daß nur die Erinnerung an die aus Holzspanen ver-

fertigten Bäume der Nürnberger Spiellisten einen Begriff davon geben kann. Vom Stamm ist von der Höhe an, wo ihn die undurchdringlich dichte, polstrige, dem Thuja ähnliche Nadelholzbelaubung umfließt, keine Spur mehr zu sehen. So schiebt der stolze Baum fast zwanzig Meter wie ein runder Obelisk gegen den Himmel. Das einzige Zweiglein, dem die Freiheit selbstständiger Bewegung bergönnt ist, das zittert hoch oben als dünnes Wipfelchen. Aber in zwei Jahren wird es auch mit eingesponnen fein und ein neues wird als Fahne des aufsteigenden Lebens der Zypresse in den Lüften zittern.

So ganz untadelig wie meine Zypresse bei Mantua sind nicht alle ihre Schwestern. Aber die Unterschiede sind gering. Es ist, als ob diese Bäume einem Orden angehörten, in dem harte Gesetze jedes Auswachsen individueller Neigungen verhindern. Sie leben gerne einzeln oder immer nur mit wenigen andern zusammen. Aber wo sie stehen, da geben sie der Umgebung Gewicht, Charakter und Größe. Duster erscheinen sie nur im Norden, wo kein genügend starker Gegensatz in Form und Farben vorhanden ist. Aber auf den Hügeln Toskanas, wo sie unter dem tiefblauen Himmel die im Sonnenschein leuchtenden roten und gelben Häuser der kleinen Städte und Dörfer überragen, da bringen sie in die laute Festesfreude der Farben die feierliche Stimmung. Und wenn man noch weiß, wie die Zypresse den glühenden Nictregen der italienischen Mittagssonne schadlos und souverän an sich abgleiten läßt, während sie die zerstreute Helligkeit des Tages einsaugt, und so die semper virens, die Immergrüne, bleibt, so wird man es verstehen, wie man diesen Baum in Italien, wo man ihn auch begegnet, trotz seiner strengen Stimmform, immer wieder als etwas sinnvoll Belebtes und Lebendiges begrüßt.

Größere Gegensätze als Zypressen und Olivenbäume lassen sich nicht denken. Dort alles auf Schönheit und Bornehmheit angelegt, der verkörperte Baumadel; hier das zunächst unscheinbare Baumproletariat, das sich aber in seiner sehnigen Gedrücktheit zu einer seltsamen Größe erheben kann, zur Größe der Arbeit im langsamen Mühen und Schaffen. Die Zypresse wächst, wie alle Coniferen, ziemlich rasch; ein Delbaum braucht 50 Jahre, bis er nur die erste Jugend hinter sich hat und Bäume mittlerer Größe, d. h. so hoch wie ein einstöckiges Häuschen, sind oft zweihundert und mehr Jahre alt. Sie sind ein seltsames Zwergvolk, die Olivenbäume, und haben immer etwas von sonderbaren Räuzen an sich.

Zwischen St. Vigilio und Garda am gleichnamigen See liegt hoch über der blauen Wasserfläche ein Olivenwald. Nie habe ich mich sattsehen können an dem phantastischen Formenreichtum, in welchem sich die Stämme der Olivenbäume gefallen. Schwer, nicht in runden schönen Walzen, sondern wie von den Berdenöten schlaggedrückt, ringen sie sich empor, um gleich wieder, von der Schwere des Daseins bedrückt, an der Erde hinzukriechen und sich nach kurzem Atemholen wieder aufwärts zu reden. Viele Stämme kommen in einem Halbkreis wie eine aufgerollte Rinde aus der braunen leichten Erde. Andere klaffen erst später auseinander und biegen sich schaufelartig wie Rentiergeweihe. Manchmal kriechen zwei oder drei Stämme, die wie dickes knorriges Wurzelwerk aussehen, nahe beieinander aus dem Boden und vereinigen sich zu einer Art Dreifuß, über dem sich ein schwächlicher gemeinsamer Stamm entwidelt. Die ganze Kraft sammelt der Delbaum im untersten Stammende, als ob er ungeheuer Schweres zu vollbringen hätte. Dann scheint ihn nach qualvollen Anstrengungen zum Größten auf einmal die Kraft zu verlassen, und er verliert sich nach vielen Verrentungen und Konvulsionen in ein spärliches, buschiges Gezweige, das mit largen, silberigen Blättern, eigentlich keine Baumkrone bildet, sondern wie ein leichter Schopf auf den abenteuerlich krummen und buckligen Baumstäben sitzt. Manchmal aber biegen sich die weidenartigen Zweige in graziosen Bogen wieder herab zur Erde.

In unscheinbaren grünen Früchten kredenzt der Olivenbaum den Menschen das köstlichste aller Speisefette, und ist so in seiner schlächten und doch eindrucksvollen Gestalt das Sinnbild der langjamten lautlosen Arbeit.

Reben, Zypresse und Oliven aber sind das herrschende Triumvirat in der Baumwelt Italiens, ohne solche dieses Land der Sonne nicht wäre was es ist — eben Italien. A. F e n d r i c h.

Schach.

Unter Leitung von S. Mayin.

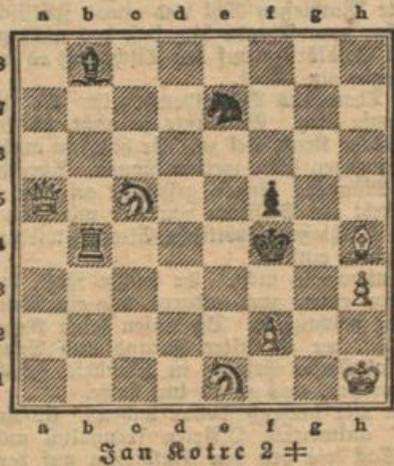
Schachnachrichten. Dr. Larrasch und G. Schlechter haben einen Ratß verabredet. Er kommt wahrscheinlich noch in diesem Herbst in München zustande.

Der Berliner Arbeiter-Schachklub ist wieder um eine 11. Abteilung vermehrt worden: „Süden“, Wasserstr. 8 bei Ab. Heberleifer, Dienstag.

Im Berliner Arbeiter-Schachklub wird jedem Unterricht erteilt, der sich in der für ihn zuständigen Abteilung meldet. Mitglieds kann jeder werden, und zwar unter den in allen Abteilungen an den betreffenden Spielabenden einzusehenden Bedingungen.

Die Arbeiter des Schachklubs „Steinig“ in Nixdorf werden sich als eine Nixdorfer Abteilung des Arbeiter-Schachklubs konstituieren müssen, wozu der letztere das Spielverantw. Redakteur: Richard Barth, Berlin. — Druck u. Verlag:

material zur Verfügung stellt. Die bürgerlichen Elemente des Schachklubs „Steinig“ haben die Verschmelzung mit dem allgemeinen Arbeiter-Schachklub in letzter Stunde abgelehnt.



Schachliteratur. Das obige Problem entnehmen wir aus der soeben erschienenen Problemsammlung von Jan Kotrc und Karel Tragler (Wien, im eigenen Verlag, Auslieferung durch die Verlagsanstalt „Vorwärts“, Swoboda u. Co.). Das Buch enthält 247 Probleme dieser weltbekanntesten Komponisten nebst mehreren analogen Stellungen und einer kurzen Anleitung zum Problemwesen sowohl in czechischer als in deutscher Sprache. Die Komponisten gehören dem Arbeiterstande an — sie sind Buchdrucker — und sind auf dem Gebiete des Problems zu den höchsten Ehren gelangt. Die Zeit ist nicht fern, wo auch herborragende Spieler auf dem Gebiete der Partie aus dem Arbeiterstande erstehen werden.

Ein anderes Problembuch ist im Reklamischen Verlage in Leipzig erschienen. Es handelt sich um 330 auserlesene Probleme verschiedener Autoren, gesammelt von Dr. H. v. Gottschall. (Sohn des unlängst verstorbenen Dichters Rudolf v. Gottschall.) Das Büchel, das nur 40 Pf. kostet, dürfte manchem Problemfreund Unterhaltung bieten.

Daß das Schachspiel erfreulicherweise einen volkstümlichen Charakter annimmt, beweisen in letzter Zeit nicht nur zahlreiche neu erschienene Lehrbücher, Werke, und neue Auflagen alter Bücher. In Leipzig hat sich eine spezielle Buchhandlung für Schach etabliert: Hans Hedewigs Nachf., Curt Rommiger (Verkehrstr. 10). Sie sendet jedem Interessenten kostenlos und portofrei ihren 48 Seiten starken, speziell dem Schach gewidmeten Katalog.

Im Verlage von V. G. Teubner in Leipzig ist ein kleines Lehrbuch von Dr. Max Lange erschienen. (Preis 1,25 M.) Es ist betitelt „Das Schachspiel und seine strategischen Prinzipien“ und ist für Anfänger gedacht. Nebst manchen neuen und ganz einleuchtenden Auffassungen, die einem Kenner hohes Interesse bieten und zum Nachdenken anregen, enthält aber das Büchlein eine stattliche Reihe nebelhafter Standpunkte. Da der Anfänger das Beachtenswerte vom Wertverfälichen schwerlich unterscheiden kann, glauben wir, daß für ihn das Büchlein seinen Zweck verfehlt. Denn gerade für Anfänger sind handgreifliche Grundlagen und klare Begriffe am meisten von nöten.

Unserem Versprechen in der letzten Schachspalte gemäß bringen wir nachstehend die erste variantenmäßige Ergänzung zur stärksten Verteidigung des Damengambits, denn am 5. März hatten wir Gelegenheit, nur sehr summarisch die Folgen anzudeuten, die entstehen nach:

- | | | |
|--|--------|---|
| 1. d2—d4 | d7—d5! | Raß 4. e4, Sf6; 5. Sc3, b5 droht Schwarz b5—b4 nebst event. S×e4. |
| 2. c2—c4 | | 4. b7—b5 |
| Beiß ist zu diesem Gambitzuge nicht gezwungen und kann z. B. mit 2. Sf3 oder 2. e3 oder 2. Lf4 fortsetzen. Alle diese Bindungen, die nachträglich durch Zugumstellungen meistens doch zu den Positionen des Damengambits führen, tragen den Namen „Damenbauerneröffnung“. Wir werden sie später behandeln. | | 5. a2—a4 Lc8—b7 |
| 2. c7—c6! | | Oder 5. ... a6?; 6. a×b5, c×b5; 7. Df3, Ta7; 8. L×b8 zc. |
| 3. Lc1—f4 | | 6. a4×b5 |
| Um sofort den Lc1 zu entwickeln, was Schwarz noch nicht tun kann, weil bei 3. ... Lf5; 4. Db3, Dd7; 5. e3 zc. der Sb8 kein günstiges Entwicklungsfeld hat. | | Sonst kann Schwarz event. mit a7—a6 den Bauer behaupten. |
| 3. d5×c4 | | 6. c6×b5 |
| Bei 3. Db6; 4. Dd2, Sf6; 5. Sc3, d×c4 (Beiß droht c4—c5); 6. e4, Da6 entstehen gefährliche Entwicklungen. | | 7. b2—b8 Sb8—d7 |
| 4. e2—e3 | | Sowohl hier als auch im nächsten Zuge kommt e7—e5! nebst Lb4! mit außerst starkem Angriff für Schwarz sehr in Betracht. |
| | | 8. b3×c4 b5×c4 |
| | | 9. Sg1—f3 |
| | | 9. L×c4?, L×g2 zc |
| | | 9. e7—e6 |
| | | Schwarz kann auch versuchen mit Sb6 den Bauer zu verteidigen. |
| | | 10. Lf1×c4 Lf8—b4? |
| | | 11. Sb1—d2 Sg8—f6 |
| | | 12. 0—0 0—0 |